



Barbara Felsmann und Annett Gröschner (Hg.)

Durchgangszimmer Prenzlauer Berg

Eine Berliner Künstlersozialgeschichte
der 1970er und 1980er Jahre
in Selbstauskünften

Lukas Verlag

Durchgangszimmer Prenzlauer Berg

Barbara Felsmann und Annett Gröschner (Hg.)

Durchgangszimmer Prenzlauer Berg

Eine Berliner Künstlersozialgeschichte
der 1970er und 1980er Jahre in Selbstauskünften

Lukas Verlag

© by Lukas Verlag

Erstausgabe

1. Auflage 1999

2., durchgesehene, neu gesetzte und um Fotografien ergänzte Auflage 2012

Alle Rechte vorbehalten

edition elisabeth

im Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte

Kollwitzstraße 57

D-10405 Berlin

www.lukasverlag.com

Umschlagfoto: Frank Böttcher

Gestaltung und Satz: Verlag

Druck: Elbe-Druckerei Wittenberg

Printed in Germany

ISBN 978-3-86732-121-1

Inhalt

Einleitung	9
<i>Frank Böttcher</i>	
Wenn mich was hemmt, dann nur in mir selbst	21
<i>Mario Achsnick</i>	
Vielleicht hat die unscharfe Erinnerung auch etwas mit meinem Leben zu tun	38
<i>Tina Bara</i>	
Die DDR war eine Diktatur, und was wir jetzt haben, ist eine Demokratie	53
<i>Peter Brasch</i>	
Irgendeine Weise muss man ja haben	62
<i>Lothar Feix</i>	
Meine Töchter hatten hier ihren Mittelpunkt, aber jetzt ist es vorbei	74
<i>Jörg Foth</i>	
Fünfunddreißig Jahre in derselben Straße	89
<i>Klaus Gendreizig</i>	
Die Szene waren immer Leute, die jemanden kannten, der jemanden kannte, der	104
<i>Sergej Gladkich</i>	
Früher habe ich den Studenten beim Aktzeichnen die Hand geführt	115
<i>Gerhard Hillich</i>	
Die ganze Oderberger in einem Hochhaus der Michelangelostraße	125
<i>Bernd Holtfreter</i>	
Unser Zirkel hat immer auf die Reform der DDR gesetzt	138
<i>Burkhard Kleinert</i>	

Fotoessay: Häuser	144
<i>Robert Conrad</i>	
Ich musste lernen, mich in Toleranz zu üben	169
<i>Ruth Kothe</i>	
Wir waren irgendwie so fröhliche Außenseiter	183
<i>Wolfgang Krause</i>	
Wir wussten, dass wir etwas ziemlich Exotisches machen	198
<i>Günter Lindner</i>	
Ich habe immer nur gearbeitet	212
<i>Wilfriede Maaß</i>	
Ich war nie bei einer Lesung in der Schönfließer Straße	235
<i>Grischa Meyer</i>	
Prenzlauer Berg garantiert mir ein Maß an Unzufriedenheit, das ich brauche	254
<i>Bert Papenfuß</i>	
Ich pendelte zwischen den Welten	273
<i>Richard Pietraß</i>	
Fotoessay: Menschen	288
<i>Barbara Metselaar Berthold</i>	
Es blieb wenig Zeit für uns selbst	305
<i>Ulrike Poppe</i>	
Ich habe nicht mehr dieses flattrige Gefühl, nach außen rennen zu müssen	321
<i>Petra Schramm</i>	
Das Leben ist ein Netz, an dem man ewig knüpft	332
<i>Franka Silberstein</i>	
Verlängerte Kinderspiele, die nicht enden wollten	350
<i>Heiner Sylvester</i>	

Ich habe im Prenzlauer Berg gelebt, aber ich war nicht eingemeindet ...	365
<i>Peter Wawerzinek</i>	
Ich würde immer noch nicht sagen, dass ich Berliner bin	386
<i>Ulrich Wüst</i>	
Es war niemals so, dass wir zwei kunstbesessene Damen dargestellt hätten	400
<i>Elke Erb und Brigitte Struzyk</i>	
Irgendwie ist eine Zeit der Besinnung gekommen	429
<i>Barbara Felsmann und Annett Gröschner</i>	

Einleitung

Frank Böttcher

Prenzlauer Berg – kein anderer Berliner Ortsteil wird häufiger genannt, wenn es um die soziokulturellen Veränderungen geht, für die der Begriff Gentrifizierung steht. Man mag sich am modisch gewordenen Schwaben-Bashing, das manchmal charmant-drastisch (so beim Cartoonisten OL oder beim Comedian Fil), meist aber spießig-chauvinistisch daherkommt, beteiligen oder nicht, keineswegs jedoch lässt sich leugnen, dass zwischen Tor- und Wichertstraße, zwischen Mauerpark und Volkspark Friedrichshain seit gut zwanzig Jahren ein beispielloser Bevölkerungsaustausch und Lebensstilwandel stattgefunden haben. Aus einem legendär verrotteten, rauhen, urbanen Proletenkiez und Bohèmeviertel ist eine schneie Residenz von Gut- und Besserverdienenden geworden. Diese stammen häufig aus der südwestdeutschen Provinz und haben ihren heimatlich-engen Lebens- und Denkstil manchmal noch nicht recht ablegen können. Darüber ist in langen Reportagen viel geschrieben und auf Partys viel gelästert worden, die verkrampten »Mütter vom Kollwitzplatz« mit ihren überbehüteten Kindern sind geradezu zum Klischee geworden, aber natürlich besitzt es einen wahren Kern wie noch jedes Klischee.

Die Gegenwart ist jedoch nur mittelbar das Thema dieses Buches.

Als »Durchgangszimmer Prenzlauer Berg« 1999 zum ersten Mal erschien, war es den Herausgeberinnen, den Gesprächspartnern und nicht zuletzt dem Verleger darum gegangen, eine Vergangenheit vor dem Vergessen zu bewahren, die sich schon damals nur bedingt in die Jetztzeit verlängerte. Wir betrieben *oral history* im besten geschichtswissenschaftlichen Sinn. Denn angesichts der Dimension und Rasanz, mit der sich in nur zehn Jahren seit der »Wende« die Fassaden, die Einwohnerschaft, die Kneipen und die Gepflogenheiten im Berliner Stadtbezirk Prenzlauer Berg verändert hatten, schien es uns geboten, eine spezifische Lebenswirklichkeit aus den 1960er, 1970er und 1980er Jahren zu dokumentieren, die zwar bereits zu einem reise-führer-tauglichen Mythos kondensiert war, als solcher aber immer nebulöser, immer irrealer geriet. Wie jeder Mythos entwickelte er ein enormes Eigenleben – und verlor so den Bezug zu den konkreten biographischen, sozialen und politischen Bedingungen, denen er sich doch eigentlich verdankte. Alle Welt laberte damals gerne und lange über den »Prenzlberg«, über seine Dichter und Stasizuträger, doch diejenigen, über die da verhandelt wurde,

also diejenigen, die hätten erläutern können, was genau sich wie, wo und warum zugetragen hatte, die hatten oft den Eindruck, als würden ihre Erinnerungen, ihre Erfahrungen im Diskurs gar nicht gehört werden wollen.

Das war, wie gesagt, die Situation zwischen 1997 und 1999, als das Buch entstand.

Es verkaufte sich passabel, die Presse war gut. Diejenigen, die darin zu Wort gekommen sind oder erwähnt werden, waren und sind einverstanden mit ihm, auch glücklich und begeistert: Genau so, wie es hier beschrieben wird, sei es wirklich gewesen. Aber auch viele andere, die nicht dabei waren, die abseits gestanden hatten oder erst später zuzogen, mochten all die spannenden, wilden Entwürfe einer ungebundenen, kreativen, skeptischen Existenz, von denen berichtet wird. Vielleicht waren diese Leser aus den gleichen Gründen fasziniert wie bei der Lektüre von »Paris – ein Fest fürs Leben«: Indem sie von den literarisierten Exzessen, Ausbrüchen, Abstürzen und Großartigkeiten der Bohème lasen, konnten sie gewissermaßen ein wenig daran teilnehmen, ohne sich selbst je gefährden zu müssen.

Dann war das Buch jahrelang vergriffen. Trotz Nachfrage hatte ich nicht den Mut, eine Neuauflage zu riskieren. Ich vermochte nicht zu beurteilen, ob sich all die neuen Menschen in meiner Nachbarschaft, die meist jünger sind als unsereins und mit denen es nur eine geringe Schnittmenge an intellektueller Orientierung und lebensweltlichem Hintergrund geben mag, für diesen Abschnitt der Geschichte ihrer neuen Wahlheimat überhaupt interessieren, hat er doch so gar nichts mit ihrer eigenen Biographie, mit ihrer eigenen Sozialisierung zu tun. Zu häufig war mir zugetragen worden, die heute generell zu beklagende egozentrische Geschichtsvergessenheit sei bei den Neu-Prenzlauer-Bergern besonders ausgeprägt, und das ließ mich zaudern.

Andererseits gibt es wohl doch ein fortwährendes Bedürfnis nach historischer Vergewisserung und Diskussion. Das Feuilleton und das Fernsehprogramm sind jedenfalls voll davon. Meine Hoffnung ist daher, dass auch der – ich bemühe ein Stereotyp – aus dem tiefsten Westen stammende zweiundvierzigjährige Architekt sich darüber informieren möchte, was in den Straßen und Häusern, die er saniert hat und bewohnt, vor seiner eigenen Zeit eigentlich passiert ist, und ebenso seine Frau, die irgendwas in Medien macht und endlich ihr erstes Kind zur Welt gebracht hat. Kann ja sein, dass die beiden ihren Wohnort inzwischen als echtes Zuhause empfinden und sich deshalb mit seiner Geschichte auseinandersetzen wollen.

Folglich habe ich es doch gewagt, eine zweite Auflage herauszubringen. Es sind zwei Bildstrecken mit wunderbaren Fotos von Barbara Metselaar Berthold und Robert Conrad hinzugekommen, die Texte wurden der aktuellen Rechtschreibung angepasst und neu gesetzt, doch vom Inhalt her ist sie mit

der ursprünglichen völlig identisch. Ungeachtet dessen hat sich das Buch aber allein dadurch verändert, dass man es nicht 1999, sondern 2012 in den Händen hält: Es ist jetzt in doppelter Hinsicht zu einem historischen Belegstück geworden.

Als Barbara Felsmann und Annett Gröschner ihre Fragen an die fünfundzwanzig Protagonisten von »Durchgangszimmer Prenzlauer Berg« richteten, war es vor allem um den Rückblick auf die *mittlere und späte DDR* gegangen. Die Selbstäußerungen der Beteiligten lieferten in ihrer Summe ein präzises, facettenreiches Bild von jener Vergangenheit, en passant aber auch eine akzentuierte Momentaufnahme von der Befindlichkeit in der damaligen Gegenwart. Wären dieselben Gespräche nur wenige Jahre später geführt worden, wäre das Buch naturgemäß anders geraten. Nicht zuletzt hätten dann markante Stimmen gefehlt: Zwischen 2000 und 2003 verstarben mit Peter Brasch, Lothar Feix, Gerd Hillich und Bernd Holtfreter gleich vier unserer Gesprächspartner. Ihre Texte sind gewissermaßen zu Vermächtnissen geworden.

Mit der Neuausgabe ist also eine weitere wichtige Dimension hinzugekommen – das Buch ist nun implizit auch ein Dokument jener ebenfalls bereits historisch gewordenen mentalen Zustände, die *ein Dezennium nach dem Ende der DDR* herrschten. Wenn die heutigen Verhältnisse als gefestigt, ja saturiert beschrieben werden können, so waren sie damals noch voll im Umbruch. Für den aufmerksamen Zeitgenossen war gewiss schon absehbar, wo die Reise hinging, aber wann das Boot im Hafen sein würde und welche der Passagiere unterwegs über Bord gespült oder den Kahn freiwillig verlassen würden, das konnte durchaus noch keiner wissen. Es herrschten gespannte, misstrauische Nervosität und Verunsicherung. Die unterschiedlichsten Lebensentwürfe existierten in Prenzlauer Berg noch Tür an Tür; erst jetzt sind sie strikt separiert und werden von der jeweils anderen Seite aus kaum noch wahrgenommen.

Die folgenden Passagen basieren auf meiner im September 1999 geschriebenen Einleitung und wurden im Januar 2012 nur geringfügig für die Neuauflage überarbeitet. Ich finde diese Wiederverwertung legitim. Auch wo man den Sätzen ihre Zeitgebundenheit anmerkt, haben sie, glaube ich, von ihrer Gültigkeit wenig verloren.

Reisebusse aus Lörrach zwingen sich durch die enge Husemannstraße, japanische Touristen blitzen in Parterrewohnungen. Mütter fahren mit dem Taxi vor, um ihre Kinder auf dem Kollwitzplatz spielen zu lassen. Hippies aus aller Welt erweitern trommelnd ihr Bewusstsein. Darauf angesprochen, dass sie mein Bewusstsein zudröhnen, argumentieren sie mit Urbanität und Toleranz. Die Kinder des 1. Mai – auch sie zumeist aus Lörrach – spielen Revolte und klauen Fahrräder und Computer in der Kastanienallee. Aufgeschlossene Lehrerehepaare im Achtundsechziger-Outfit geraten vor dem Charme ruinöser Fassaden und Hinterhöfe ins Schwärmen; die weniger aufgeschlossenen finden die bereits sanierten Häuser schon recht ordentlich. Individualisten ohne Zahl stellen sich und ihre Langeweile in schicken, professionell geführten »Szenekneipen« aus, um einen Abend lang gleichermaßen Ursprünglichkeit und Morbidität zu verspüren. Amerikanische Kunststudenten und romantische Steglitzer Rechtsanwälte suchen nur hier eine Wohnung. Den »Kolle« kennen alle. Von Käthe Kollwitz hat der eine oder die andere, von Karl Kollwitz niemand gehört. Etwas bekannter ist der Name Sascha Anderson – da war doch was. Wenn ich um den Block gehe, grüße ich demonstrativ freundlich alle Gesichter, die ich länger als zehn Jahre kenne. Seit einiger Zeit gehe ich wieder in die eine Kneipe, wo es seit vier Generationen hervorragenden Kartoffelsalat gibt. Um welche es sich handelt, verrate ich nicht.

So lauten die Klischees, so erlebe ich die Wirklichkeit.

An der Verklärung und mithin Zerstörung von Prenzlauer Berg stricken die Medien seit Jahren mit. Gleichgültig käuen sie einen Mythos wieder, der zwischen Berliner Arbeiterbezirk, Zentrum der sanften Revolution 1989, Randalekiez, Bermudadreieck (wegen des Abstürzens in den vielen Kneipen) und immer wieder Berliner Montmartre oder Hort der unangepassten jungen Dichter schwankt.

Neuerdings kursiert die Meldung, Familien mit Kindern und Arbeitslose würden von besserverdienenden Singles in die Wüste von Hellersdorf verdrängt. Und ich beobachte, dass es auf der Straße keine Alten mehr gibt. Sie wurden hinter ihre Gardinen gedrängt von der flottierenden Übermacht schöner junger Singles oder für einen Pappenstiel aus ihren Wohnungen herausgekauft von Vermietern, denen sanierte Häuser und neue Mietverträge eine höhere Rendite bringen. Die Mieter meines eigenen Hauses hingegen haben sich zu einer Genossenschaft zusammengeschlossen und es vom Rückübertragungsanspruchsberechtigten zu einem moderaten Preis gekauft. So kam es, dass wir gewissermaßen das letzte freie gallische Dorf am Kollwitzplatz sind.

Prenzlauer Berg ist out. Die Revolutionäre von einst aus Hagen und Frankfurt am Main haben es nicht ertragen können, dass sie den Ruhm des »alternativen« Lebens, den sie in besseren Tagen begründeten, nun teilen müssen mit vielen Tausenden im Osten. Drum waren sie überglücklich, als endlich Sascha Andersons Schizophrenie aktenkundig ward, und benutzten mit Macht ihre Macht in den Feuilletons, um zu verkünden, die Szene des Prenzlauer Berg sei tot. Diejenigen, die früher »Keine Macht für niemand« skandierten, speisen heute elsässisch am Kollwitzplatz. Diejenigen, die sie früher als »DDR-Underground« feierten und heute verachten, sind weggezogen oder wieder untergetaucht in die Welt der eigenen vier Wände oder des *Siemecks*.

Was war der Prenzlauer Berg, bevor er zum »Prenzlberg« verhunzt wurde? Was war er, als die Husemannstraße noch weder ein Disneyland von Honeckers Gnaden noch ein ausgelatschter Touristenpfad war? Als die vielleicht vierzigjährige Schwerstalkoholikerin und Studiojazzbackgroundsängerin, die nächtens auf der Straße meinen Freund André Nickl und mich angesprochen und angefleht hatte, in ihre Hochparterreeinzimmeraußenklowohnung mitzukommen, um uns dort bis zum frühen Morgen in konfuse Sätzen ihr kaputtes Leben zwischen Bühne, Männern und Flaschen, zwischen dem *Griesinger* und der *Husemannritze* erzählen zu können? – Die Antwort ist einfach: Damals war Prenzlauer Berg ein Ost-Berliner Innenstadtbezirk wie fast jeder andere auch. Und inmitten seiner so grauenvollen wie wunderbaren Alltäglichkeit fand nebenbei eine ganze Menge spannenden Lebens statt. Es gab kommunistische Rentner, die betranken sich nach wie vor in anderen Kneipen als ihr Nachbar, der seinerzeit Blockwart war. Es gab kinderreiche Familien in Zweiraumwohnungen und traurige alte Schwule, die es vor allen verbargen. Es gab Schwulencafés. Es gab Frauen, die wurden vor offenem Hinterhohfenster von ihren Männern böse verdroschen, und es gab Frauen, die setzten ihre Männer vor die Tür und schmissen die Klamotten aus dem Fenster hinterdrein. Es gab studierte Hausmeister, Punkkonzerte auf Dachböden oder in Hausfluren, christliche Hauskonzerte, Parteisekretäre im Widerstand, spitzelnde oppositionelle Dichter, Familien mit sechs Kindern, wilde Gelage in den Ateliers von meist melancholischen Malern, ja, es gab sogar noch Pferdefuhrwerke. Es gab eine proppevolle Kneipe, das große Bier kostete neunzig Pfennig, dort wurde man von der Kellnerin rausgeworfen, falls das Glas nicht leer war, wenn sie das nächste brachte. Es gab zu wenig Kneipen. Ging abends bei Festen das Bier aus, holte man sich mit einem Wassereimer aus der nächsten Kneipe neues. Der Wein war mäßig und teuer, oft trank man Schnaps. Es gab Hausbuchverantwortliche. Es gab die Mauer, aber der Westen war im Denken und Fühlen allgegenwärtig. Manch einer kam nicht einmal nach Prag, weil sie ihm den Personalausweis weg-

genommen und dafür einen PM 12 gegeben hatten. Die S-Bahn nach Pankow raste durchs Sperrgebiet. Was es kaum gab, waren Telefone. Um trotzdem zueinander zu finden, schickte man sich Telegramme für 2,25 Mark das Stück oder hinterließ Nachrichten auf den Zetteln, die jeder Bewohner eigens zu diesem Zwecke an seiner Tür angebracht hatte.

Es gab viele Wohnungen, die standen leer, weil sie nahezu unbewohnbar waren, die Vormieter in den Westen oder in die Neubauviertel gezogen waren, Berlin-Verbot hatten, im Knast saßen. Es gab besetzte Wohnungen. Es gab eine Zeit, in der gehörte es zum guten Ton, seine Bleibe »inoffiziell« in Beschlag zu nehmen und sie zumindest eine Zeitlang in diesem Status zu belassen, um sie irgendwann doch »legalisieren« zu lassen. Das funktionierte in der Regel so, dass man sich bei einem/einer Bekannten zur Untermiete anmeldete, um derart ein Anrecht auf die Vergabeliste zu erhalten (drei Jahre Wartezeit, falls man ein braver Bürger war), und sich nun um die Zuweisung für diejenige Wohnung bemühen konnte, in der man längst hauste. Dieses Muster funktionierte fast immer, sofern man irgendeine Arbeit nachweisen konnte; nur Studenten hatten es schwerer, denn die sollten sich in Berlin nicht festsetzen, sondern nach dem Diplom drei Pflichtjahre in der Provinz ableisten. Eine andere gebräuchliche Variante war die stille Weitergabe von Wohnungen, die ein Vormieter aufgegeben hatte, ohne sich abzumelden.

Mein Freund André, Innenraumgestalter und Fotograf, derjenige, der Tina Bara das Filmentwickeln beibrachte, lebte in einem Haus, wo der Seitenflügel und das Hinterhaus fast gänzlich besetzt waren; einzig ein paar sehr alte, sehr proletarische Menschen hatten es nicht geschafft oder gewollt, ihren Kindern an die Peripherie zu folgen. Meine Freundin »besaß« eine toilettenlose Einzimmerwohnung im Seitenflügel vier Treppen links sowie eine halbe gegenüber. Im Krieg hatte eine Bombe das Vorderhaus weggerissen und den Hof hell und freundlich gemacht; übriggeblieben war vom Vorderhaus lediglich jener Trakt aus ehemaliger Kammer und Klo, den J. nun mitnutzte. Zum Schlafen gingen wir über den kalten Flur nach nebenan.

Einmal brach ich eine Wohnung auf, die erwies sich als eine konspirative. Ein anderes Mal baute ich in die Tür eines heruntergekommenen Domizils ein neues Schloss ein und pinnte meinen Namen an – und fand einige Zeit später, nachdem ich schon begonnen hatte, die Räume zu entrümpeln, eine wütende Nachricht vor, dies sei eine FDJ-Ausbauwohnung und ich möge mich vom Hof machen. Erfolg hatte ich schließlich in einem Loch, das stand seit über fünf Jahren leer – exakt seitdem der Vormieter gestorben war. Man hatte die Leiche vierzehn Tage nach Eintreten des Todes abgeholt, die Wohnung indes unberührt gelassen. Ich entsorgte den Müll: Schnapsflaschen, Unterhosen, Bettzeug, ein zerschlissenes Sofa, überstrich die Tapete, wischte den Boden mit Wofasept und blieb dort zwei Jahre bis zur Reko, eines davon